

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck

*Predigt im Pontifikalamt zum 2. Sonntag im Jahreskreis C
Sonntag, 17. Januar 2010
Hoher Dom zu Essen*

Texte: Jes 62, 1 - 5
1 Kor 12,4 – 11
Joh 2, 1 - 11

Liebe Mitbrüder im geistlichen Amt,
liebe Schwestern und Brüder!

- I. Das Kulturhauptstadtjahr, das wir in der vergangenen Woche mit einem feierlichen ökumenischen Gottesdienst in unserem Dom eröffnen konnten, erinnert daran, dass zur Wurzel von Kultur der Kult gehört. Kultur hat vom Wortsinn mit „colere“ zu tun, das heißt wörtlich: das Feld bebauen oder auch anbeten. Wir wissen aus der Zivilisationsgeschichte der Menschen, dass immer dann von Kultur gesprochen wird, wenn diese begonnen haben, ihre Toten zu begraben. Hier zeigt sich auf eine existentielle Weise, wie Kultur und Kult zusammengehören. Der Mensch erinnert sich seines Geschicks vor der göttlichen Macht. Es gehören, wenn von Kultur und ihrer Verbindung mit dem Kult gesprochen wird, der Mensch und Gott zusammen. Kultur zeigt sich immer als eine kreative Gestaltung der Natur und des Vorgegebenen in der Offenheit für das Göttliche. Unter dieser Rücksicht ist das Kulturhauptstadtjahr, das wir in Essen und im Ruhrgebiet begehen, ein eminenter Hinweis darauf, dass die Kultur dieser Region nicht erst mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert beginnt und sich im 20. und 21. Jahrhundert fortsetzt, sondern schon 1200 Jahre präsent ist. Das Essener Frauenstift und unserer Hoher Dom sind ein beredetes Zeugnis davon. Kultur und Kult gehören an diesem Ort eindrucksvoll zusammen. Nur dort, wo das kulturelle Leben in all seinen Ausfaltungen mit dem Kult zusammengeht und dieser auch praktiziert wird, ist nach unserem Verständnis wirkliche Kultur vorhanden. Kultur ist mehr als Event, mehr als ein Spektakel, mehr als nur ein Zusammenkommen

von Menschen aus besonderem Anlass. Kultur erinnert und begehrt das Einander von Gott und Mensch. So bebauen wir das Land der Menschlichkeit; darum verehren wir Gott.

- II. Zu den großen Ausdrucksmöglichkeiten der Kultur gehört die Musik. Die Kultur ist, wie wir gerade in diesen Wochen durch das große Projekt der „musica enchiridis“ sehen, aufs engste mit dem musikalischen Ausdruck des Kultes verbunden. Dort zeigt sich, dass das Wort mit dem Ton auf neue Weise zusammen kommt. Was sich aus der „musica enchiridis“ entwickelt und in der Gregorianik einen Höhepunkt seines Ausdrucks gefunden hat, das feiern wir in der Kirchenmusik auf je neue und gestalterische Weise in jeder Liturgie bis heute. Musik gehört zum Kult, nicht um ihrer selbst Willen, sondern weil sie im gestalteten Einander von Form und Inhalt, das heißt von Ton und Wort, Ausdruck des inneren Sinnes von Kultur ist, nämlich der Rückbindung des menschlichen Lebens an Gott. Darum auch gehört es zum Prägenden des christlichen Kultes und der sich ausformenden Liturgie, dass die Musik niemals um der Töne, des Klanges und der Reihenfolge von Noten da ist, sondern als Träger des Wortes ihre Gestalt findet, das für uns Christen ein konkretes Gesicht und einen Namen hat: Jesus Christus. Wenn wir, gerade in der katholischen Liturgie, das Beten der Psalmen, den Psalmengesang und die inhaltliche Gestaltung der Musik durch Worte der Heiligen Schrift in den Vordergrund stellen, dann, um auf diese Weise zu zeigen, dass zum kulturellen Ausdruck unseres Glaubens in seiner kultischen Verdichtung das Wort schlechthin, nämlich Jesus Christus gehört. Von ihm sprechen die Psalmen, an ihn wenden sie sich und in ihnen wendet sich der Herr uns zu. Zugleich ist die, durch die schöpferische Fähigkeit des Menschen gestaltete Ausdrucksform dieses Wortes, nämlich die Musik, Interpretation und Träger dieses Wortes. Dabei können wir uns eine Deutung der Figur des hl. Johannes des Täufers durch den hl. Augustinus nahe kommen lassen, der in einem Kommentar zum Johannesevangelium schreibt:
Johannes war die Stimme,
Christus das Wort.
Die Stimme vergeht,

das Wort bleibt.

So ist es mit der Kultur der Liturgie und dem Kult, der sich u. a. in der Musik und dem Einander von Ton und Wort, von Stimme und Wort formt. Der Ton bzw. die Stimme vergeht, das Wort, d. h. Jesus Christus, bleibt.

In einer weiteren Deutung, die ich in diesem Zusammenhang nennen möchte, interpretiert der hl. Augustinus in einem Kommentar den heutigen Antwortpsalm 96, in dem er den ersten Vers deutet, der lautet: „Singet dem Herrn ein neues Lied“ (Ps 96,1). Dass das neue Lied, das die Christen singen, das Lied des Wortes ist, dem wir unsere Stimme verleihen, ist die Einsicht des Augustinus. Und er fügt hinzu, das Singen sei Sache der Liebenden: „cantare amantis est“. Für ihn zeigt sich, dass das Wort, das Christus ist und als Liebe Gottes zu uns kommt, denjenigen durchformt, der ihn lobt und preist. Es braucht den liebenden Menschen, der die Liebe preist. So lernen wir es bereits im Hohen Lied der Liebe.

Fassen wir das Gesagte zusammen, zeigt sich, dass die Musik im Rahmen der Liturgie deswegen kultischen Charakter hat, weil sie dem Wort, das Jesus ist und als Liebe bei uns wohnt, Ton und Stimme verleiht. Wenn Ton und Stimme, die dem Wort Ausdruck geben, vergehen, bleibt das Wort in unseren Herzen. Es ist von denen recht gesungen und gesprochen, die es so tun, wie es der Liebe, die im Wort auf uns zukommt, entspricht. Darum kann auch keiner überzeugend in der Liturgie singen, wenn er nicht von innen her einen Zugang zu dem gewinnt, was im Glauben ergriffene Liebe bedeutet, mehr noch, wer nicht begriffen hat, wer Jesus Christus, das Wort, dem er seine Stimme verleiht, ist. So gehört zur Kultur der Liturgie für den Träger der Musik, die innere Haltung eines Gläubigen, der liebt, wesentlich hinzu. Darum gilt auch: „cantare amantis est“ - das Singen ist Sache der Liebenden. Die Liebe ist bereit, dem Wort ihre Stimme zu verleihen und selbst zu vergehen, damit das Wort, also Jesus, in den Herzen der Menschen bleibt.

- III. So gelesen, können wir die heutige 1. Lesung aus dem 62. Kapitel des Propheten Jesaja, ein Text am Ende dieses großen prophetischen Buches, verstehen. „Um Zions willen kann ich nicht schweigen, um Jerusalems willen nicht still sein, bis das Recht in dem Auftrag wie ein helles Licht und sein Heil aufleuchtet wie eine brennende Fackel.“
(Jes. 62, 1). Nach dem Ende des babylonischen Exils war der Neuanfang in Jerusalem für die heimgekehrten Juden schwierig. Das versprochene glorreiche Heil kam nicht von jetzt auf gleich. Nach den unendlichen Leiden, die sie an den Strömen von Babylon erlitten hatten, erfuhren die Israeliten, dass sie Angefochtene blieben und eine wirkliche Antwort auf ihr Fragen nur im Glauben an die Größe Gott erhalten konnten. Darum brauchen sie die Perspektive der Hoffnung und die Kraft der Liebe, die aus der heutigen Lesung aufscheint, so notwendig. Der Prophet Jesaja weiß, dass Gott Jerusalem in aller Bedrängnis liebt und diese Liebe zu seinem Volk die eigentliche Gabe Gottes und das Unterpfand des kommenden Glückes ist. Darum will er die Israeliten motivieren, Menschen gläubiger Hoffnung zu sein. Gott ist es, der in der Sprache der Liebe den Juden zusichert: „Nicht länger nennt man dich ‚die Verlassene‘ und das Land nicht mehr ‚das Ödland‘, sondern man nennt dich ‚meine Wonne‘ und ‚die Vermählte‘. Denn der Herr hat an dir seine Freude und dein Land wird mit ihm vermählt. Wie der junge Mann sich mit der Jungfrau vermählt, so vermählt sich mit dir dein Erbauer; wie der Bräutigam sich freut über die Braut, so freut sich dein Gott über dich“ (Jes 62, 4-5).

Was hier in hoherotischer Sprache in die Herzen der Menschen gesprochen wird, die im Glauben zu einem Leben der Hoffnung motiviert werden, findet seinen endgültigen Ausdruck in Jesus selbst. Er ist derjenige, der uns Heimat schafft; derjenige, der uns als die Liebe die Kraft gibt, Gott selbst das Lied der Liebe zu singen, also das zu tun, was als innere Mitte die Musik in der Liturgie zum Schwingen bringen soll. Es geht nicht allein um eine rein perfekte musikalische Aufführung, so wichtig hohe Kompetenz und guter Vortrag sind, sondern um den Ausdruck der Liebe, die den Sänger und Musiker selbst ergreift, weil das Singen Sache der Liebenden ist, die dem Wort der Liebe Gottes ihre Stimme leihen. Nehmen

wir von hier her noch einen kurzen Blick auf das Evangelium, so zeigt sich, dass das Evangelium von der Hochzeit zu Kana, die eine Hoch-Zeit der Liebe ist, deutlich macht: Das Wesentliche der Feier ist nicht das Tun von Braut und Bräutigam, sondern geschieht durch die Liebe, die in Jesus gegenwärtig ist. Wir können dabei der Mahnung der Maria eingedenk bleiben, die bei der „Mutter vom Guten Rat“ in unserem Dom zu lesen ist, „Was er euch sagt, das tut“ (Joh 2,5). Das Wesentliche bei der Hochzeit zu Kana geschieht in der Hingabe Jesu, indem, was er an den anderen tut. Dies ist ein Hinweis auf die Eucharistie, auf die Hl. Messe, die wir heute feiern. Sie ist das Geschehen der Liebe Gottes für uns Menschen. In dieser Feier dürfen wir der Liebe die Stimme leihen, damit sie selbst im Wort uns ergreift, unsere Herzen umwandelt und uns leben lässt. Hier gilt, was wir schon menschlich kennen: Ein gutes Wort ergreift und verwandelt uns, so wie uns ein schlechtes und böses Wort vergiften und verletzen kann, so dass wir es nicht vergessen.

Bitten wir Gott darum, dass der Kult der Liturgie, der eine Hochform von Kultur ist, in den Stimmen, die wir zu Gehör bringen, dem lebendigen Wort Gottes einen Weg bahnt, das in unseren Herzen aufleuchtet und uns als Menschen durch die Liebe prägen und stärken will. In diesem Sinne können wir das Jahr der Kulturhauptstadt begehen, in dem wir Christen bekennen, was wir sind: Menschen, bei denen Kultur und Kult zusammen gehören; Menschen, die der Liebe Ausdruck verleihen, damit es als Wort Gottes die Herzen der Menschen ergreift, denn „cantare amantis est“ – das Singen ist Sache der Liebenden. Amen!